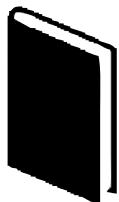


Wer die Macht will, hat sie schon missbraucht

Jörg Baum



Jacobs Verlag

Wichtige Namen und Bezüge zur Orientierung.....	1
Prolog.....	2
Teil I: Die Wasserschraube.....	6
Um was geht es bei der Macht?	25
1 Was ist Macht?.....	25
2 Wie funktioniert Macht?	39
3 Warum ist Macht notwendig?.....	48
4 Warum kann Macht Menschen zum Negativen hin verändern?	52
5 Was bewirkt Ohnmacht bei Menschen?	67
Quintessenz.....	72
Teil 2: Die Brücke des alten Mannes	73
Wie lässt sich Macht sinnvoll nutzen?	96
6 Wie kann Macht konstruktiv und destruktiv genutzt werden?	97
7 Wie kann Macht kurz- oder langfristig gedacht werden?	106
8 Wie kann Verantwortung für die Machtnutzung übernommen werden?.....	116
9 Wie kann Macht über sich selbst erlangt werden?.....	122
Quintessenz.....	126
Teil 3: Der Zitronenbaum Das Ende der Geschichte	127
Epilog.....	156
Gesamtliteraturverzeichnis.....	157
Literaturverzeichnis nach Kapiteln	168

Wichtige Namen und Bezüge zur Orientierung

Klassiker der alten Idee von Macht

- Max Weber
- Heinz-Dieter Schmalt
- Niccolò Machiavelli

Korrumpierungsgefahr der alten Idee von Macht

- Mauk Mulder
- Terence Mitchell und Kollegium
- Geoffrey Brennan und Philip Pettit
- David Kipnis

Ohnmacht & erlernte Hilflosigkeit Martin Seligman

Neutrale Definition von Macht Michael Argyle

Vertreterinnen und Vertreter der neuen Idee von Macht

- Dacher Keltner und Kollegium
- Haim Omer und Arist von Schlippe
- Melanie Misamer
- Wolfgang Scholl
- Hannah Arendt

Wichtige Sozialpsychologische Experimente

- Stanford-Prison Experiment von Philip Zimbardo
- Milgram-Experiment von Stanley Milgram
- Ferienlagerexperimente von Mustafa Sherif

Die Macht über sich selbst Joris Lammers und Kollegium

Freier Wille und Kategorischer Imperativ: Immanuel Kant

Outstanding Basic zur Macht Bertrand Russell

Prolog

Wo ich Lebendiges fand,
da fand ich Willen zur Macht;
und noch im Willen des Dienenden
fand ich den Willen, Herr zu sein.

(Friedrich Nietzsche,
Also sprach Zarathustra)

Es ist eine bewusste Provokation zu sagen:

Wer die Macht will, hat sie schon missbraucht.

Bei Provokationen „merken wir auf“ und halten inne. Wir stutzen und beginnen möglicherweise darüber nachzudenken:

„Was soll mir das bitte sagen?
Dass ich meine Macht missbrauche?
Das ist ja unerhört!“

Und genau das soll passieren. Der Titel und die Inhalte dieses Buches sollen zum Nachdenken über Macht und deren Nutzung anregen. Zu einer persönlichen Position müssen Sie am Ende selbst finden. Ich wünsche Ihnen viel Freude dabei.

Wir werden in eine Welt hineingeboren, in der Macht überall zu finden ist. Darüber wird man sich in der Regel erst klar, wenn man beginnt, Macht und ihre Auswirkungen bei sich und anderen zu hinterfragen. Dann kann man die spannende Beobachtung machen, dass Macht in jeder sozialen Beziehung mehr oder minder eine Rolle spielt. Macht wird dabei nicht mehr oder weniger, sondern sie verteilt sich so, dass Mächtigere auf der stärkeren Seite und weniger Mächtige auf der schwächeren Seite stehen.¹ Das ist die klassische Sicht auf Macht, bei der Mächtigere darum bemüht sind, ihre Position zu stärken, mindestens aber zu halten.²

Die Mechanismen von Macht sind so stark – das wird im Laufe dieses Buches noch zu lesen sein – dass sie Sie zu Taten verleiten könnten, von denen Sie zuvor gesagt hätten: „Das würde ich nie tun.“ Bekannte Beispiele aus der Sozialpsychologie, die das zeigen, sind das Milgram-Experiment und das Stanford-Prison-Experiment. Einer Korrumperung durch Macht kann man auch erliegen, wenn zunächst mit ganz neutralen oder sogar guten Motiven gestartet wird. Es ist ganz leicht möglich, Gruppen zu Feinden zu machen, wie es in den Ferienlager-Experimenten gezeigt werden konnte. Solche Experimente zeigen eines: Einen völligen Schutz vor Machtmisbrauch gibt es nicht. Keiner kann sich ganz sicher sein, dass er oder sie der korrumperenden Wirkung von Macht nicht (irgendwann) erliegt. Denn wenn jemand Macht hat, kann diese enorm wirken, und das bereits vor ihrer Nutzung. Es wird in dem Zusammenhang von dem hohen

Eigenwirkpotenzial der Macht gesprochen.³ Gemeint ist, dass allein der Besitz von Macht positive, erhebende Gefühle erzeugt. Machthabende Führungskräfte könnten zur Rechtfertigung ihrer Machthandlungen zum Beispiel etwas denken wie:

„Außer mir kann das jetzt keine andere Person regeln. Und wenn ich den Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern nicht Feuer unter ihren Hintern mache, dann bekommen sie das alleine sowieso nicht hin.“

Das Besitzen von Macht, so fand man schon in den 70er Jahren heraus, verursacht sachundienliche Ursachenzuschreibungen⁴. Hierdurch schreibt der oder die Machthabende die Leistungen nicht den Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern zu, sondern als durch die eigene Machtnutzung verursacht. Gleichzeitig findet eine Rechtfertigung in der Abwertung der Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern und eine Aufwertung der eigenen Person statt. Hierdurch tritt eine Distanzierung gegenüber den Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern ein, wodurch in der Folge noch stärker Machtüberlegenheit demonstriert wird.⁵ Man fragt sich, wie es sein kann, dass jemand sogar mit der Idee „Gutes zu tun“ startet und sich einige Zeit später zum Negativen verändert. Nach 20-jähriger Forschung stieß man auf das „Macht-Paradox“ und auf die Erkenntnis: „Das Macht-Paradox ist immer in der Nähe“.⁶

Was ist aber, wenn Mächtigere ihre Macht dafür nutzen, nicht ihre eigene Macht aktiv zu stärken, sondern sie nutzen, um andere zu ermächtigen? Hätten diese Personen dadurch tatsächlich am Ende weniger Macht? Oder würde ihre Macht dadurch sogar gestärkt werden? Das sind interessante Fragen, finden Sie nicht auch?

Es zeichnet sich aktuell eine veränderte Sicht auf die Macht und ihre Nutzung ab. Es wird damit begonnen, den Machtbegriff umfassender zu verstehen als zuvor. Die klassische Art der Machtnutzung ist geprägt von Dominanz und Unterwerfung. Ihr Kennzeichen ist eine unumstößliche Autorität, die nicht hinterfragt werden darf und die natürlich keinerlei Fehler macht. Auf die Spitze getrieben findet man diesen Gedanken bei dem „Große Bruder“ in George Orwells Roman „1984“. Der „Große Bruder“ ist eine nicht greifbare Autorität ganz oben in der Hierarchie. Diese Hierarchie tut, was notwendig ist, um ihre Macht zu erhalten. Sie zu hinterfragen, wird nicht geduldet. Dieser klassischen Sichtweise werden andere Entwürfe der Machtnutzung alternativ an die Seite gestellt. Es kann gewählt werden, wie man den Machtbegriff für sich und sein Handeln verstehen und umsetzen will. Eine alternative Idee von Autorität ist beispielsweise eine, die hinterfragt werden darf, die transparent in ihrem Handeln ist und die andere unterstützt. Die Fehler zulässt, bei sich und auch bei anderen; denn so misst sie nicht mit zweierlei Maß.⁷ Denn wir lernen aus Fehlern. Wenn wir Angst vor Fehlern haben, bleiben uns wichtige Lernmöglichkeiten verwehrt.⁸ Auch übt diese alternative Idee von Autorität Selbstkontrolle aus, was gerade bei dem Umgang mit Macht essenziell wichtig ist. Die eigene Machtnutzung zu kontrollieren, um

den Fokus nicht nur auf sich selbst, sondern auf die anderen richten zu können, kann vor Machtmisbrauch schützen. Das heißt im Umkehrschluss, dass diejenigen, die nur nach dem Erlangen der Macht als Selbstzweck streben, ohne auf die Wirkung ihrer Verwendung weitere Gedanken zu verschwenden, Gefahr laufen, sie zu missbrauchen – also sie zum Schaden anderer einzusetzen. Das kann bei der eigenen Familie sein, aber auch im Freundeskreis, im Kollegium oder auch bei den Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern. So erklärt sich auch in einer ersten Deutung der obige Satz:

Wer die Macht will, hat sie schon missbraucht.

Dann hat die Machtkorrumpierung ihre Wirkung gezeigt. Die beschriebene alternative Idee von Autorität hat dieses Problem in der Regel nicht.

Wir leben in einer Welt, in der die klassische Sicht auf Macht noch gängige Praxis ist. Aber wir leben auch in einer Welt, in der das Bewusstsein dafür, dass andere Formen der Machtnutzung Vorteile bringen können, wächst. Die Sicht auf Macht beginnt sich zu ändern.⁹ Ausgehend von der Idee der Macht als fundamentales Element unserer Gesellschaft (ähnlich wie der Energiebegriff in der Physik),¹⁰ steht man heute vor der Herausforderung, zu verstehen, wie Macht in ihrer sozialen Dynamik funktioniert. Bis vor einigen Jahrzehnten glaubte man, dass Macht Herrschaft und Gewalt bedeuten muss. Diese Deutung von Macht spiegelt jedoch nicht die förderlichen und gewaltlosen Formen sozialen Wandels wider. Ein erster Schritt, um diese Herausforderung anzunehmen, besteht darin, der Idee von Macht eine breitere Basis zu geben. Eine begriffliche Fassung von Macht sollte für alle Arten von Beziehungen und Interaktionen gelten, nicht nur für solche, in denen Gewalt ausgeübt wird, in der einer das Sagen hat und ein anderer zu folgen hat. Die Definition sollte auch für Zusammenhänge gelten, in denen Menschen einander helfen, um ein breiteres Spektrum des sozialen Wandels verstehen zu können.¹¹

So könnte es am Ende heißen:

Wer die Macht für andere (und nicht für sich) will, der ist nicht nur Vertreterin oder Vertreter einer anderen Form von Autorität (die nicht neu ist, sondern auch früher schon praktiziert wurde), sondern schützt sich selbst auch eher vor Gefahren, die ein Machtmisbrauch mit sich brächte.

Und noch ein Gedanke: Wir sprechen bei der Macht so gut wie immer von Macht über andere. Was ist eigentlich mit der Macht über uns selbst, die unabhängig von der Macht über andere erlangt werden kann? Zum Beispiel durch Selbstkontrolle,¹² indem Selbstreflexion praktiziert wird. Indem Disziplin in der ehrlichen Selbstbeobachtung geübt und nach Prinzipien gehandelt wird, um eine Haltung zu kultivieren. Wer den eigenen Prinzipien folgt, ist sich selbst treu. Wer sich selbst treu ist, hat einen hohen Grad an Macht über sich selbst. Die Idee von der Macht über sich selbst richtet sich nach innen, kann jedoch schlussendlich auch Positives

im Außen bewirken. Das ist ein grundlegend anderes Konzept, als das der klassischen Macht, die sich ausschließlich nach außen richtet.

Dieses Buch ist so aufgebaut, dass sich das Erzählen einer dreiteiligen Geschichte mit dem Protagonisten Benjamin mit wissenswerten Inhalten zur Macht und ihren Mechanismen abwechselt und einander ergänzt. Die genutzten Quellen sind für die bessere Lesbarkeit des Textes in einem Endnoten- und einem Gesamtverzeichnis am Ende des Buches aufgeführt.

Mit diesem Buch soll die Idee einer anderen Sicht auf Macht und deren Nutzung begründet und transparent dargestellt werden. Es sollen Mechanismen erklärt werden und allen, die „auf diesen Zug aufspringen wollen“, die Gelegenheit gegeben werden, sich über Vorteile und Nachteile der Nutzung von Macht auf die eine oder andere Weise zu informieren.

Dieses Buch ist nur ein Einzelfokus auf das komplexe Thema Macht. Es beschreibt also nur einen Teil und hat nicht den Anspruch, das Thema vollständig zu beschreiben.

Teil I: Die Wasserschraube ¹

Alte Männer, heißt es, neigen dazu, sich bei ihren Schilderungen der Vergangenheit in Einzelheiten zu verlieren. Ich fürchte, ich bin dabei selbst keine rühmliche Ausnahme. Die meisten Einzelheiten meines Lebens sind in der Chronik des Klosters festgehalten, meine Jugendjahre sind es, über die unser Abt mich gebeten hat für die Nachwelt zu berichten. Der Kürze und Klarheit halber werde ich dabei versuchen, meine natürliche Neigung zur Weitschweifigkeit im Zaum zu halten. Möge mir im Folgenden das Kunststück gelingen, ein Gleichgewicht zu finden zwischen Schilderung und Betrachtung, Außenschau und Einsicht.

An meine Kindheit erinnere ich mich nur bruchstückhaft. Wir lebten in einem kleinen Dorf abseits der großen Handelsstraßen. Mein Vater war Baumeister und tagsüber häufig fort. Solange ich klein war, blieb ich bei meiner Mutter auf dem Hof, ging ihr zur Hand oder spielte mit den anderen Kindern in dem kleinen Hain aus Zitronen- und Olivenbäumen auf dem Kamm des Hügels, an dessen Fuß unser Dorf lag.

Wenn ich mich an meine Mutter zurückerinnere, ist sie stets von einem Zitronenduft umgeben. Ihr Lachen erklang glockenhell, wenn sie mit den anderen Frauen im Dorf zusammen backte, wenn mein Vater sie neckend mit Wasser aus dem Becken bespritzte, an dem er sich nach dem langen Tag Schweiß und Staub abwusch, wenn sie mich auffing und in ihren Armen herumwirbelte. Geschwister hatte ich keine, doch war es in unserem Haus keineswegs still. In meinen Erinnerungen herrscht dort ein ständiges Kommen und Gehen – meine Tante mit meinen kleinen Basen, Nachbarsleute mit ihren Kindern, Handwerksleute und Lehrlinge, die mein Vater des Abends zu geselligen Mahlzeiten um den großen, blankgeschrubbten Tisch mit heimbrachte. Die Gesichter meiner Eltern sehe ich nur noch undeutlich vor mir, niemals aber werde ich vergessen, wie es sich anfühlte, wenn mein Vater seine starke, schwielige Hand auf meine Stirn legte, wenn das üppige, dunkle Haar meiner Mutter über mich fiel, als sie sich vorbeugte, um mir zu zeigen, wie man die Ölpresse bediente. Besonders gefiel es mir, mit ihr im Garten zu arbeiten, wo sie all die Pflanzen bei ihren Namen nannte und mir zeigte, wie man Tee aus Malvenblüten bereitete oder eine heilende Tinktur aus Johanniskraut herstellte.

Als Baumeister zog mein Vater viel umher, im Auftrag unseres Grafen, der damals zahlreiche Brücken und Wachtürme auf seinem Land errichten ließ. Manchmal war er tagelang nicht daheim, doch das beunruhigte mich nicht weiter – meine Mutter war bei mir, und ich hatte gelernt, darauf zu vertrauen, dass er stets

¹ Der vorliegende Text bemüht sich um eine geschlechtersensible Sprache unter Berücksichtigung der stilistischen und ästhetischen Erfordernisse der literarischen Kunstform. Die Abwägung erfolgt vor dem Hintergrund des fiktiven historischen Kontextes der Erzählung sowie der literarischen Konventionen zum Zeitpunkt der Entstehung.

zurückkehren würde. Einmal, früh in meiner Kindheit, als ein schrecklicher Sturm tobte, der an den Läden zerrte und die Balken ächzen ließ, hatte ich vor Furcht nicht schlafen können. Mein Vater, der versprochen hatte, am Abend zurück zu sein, war noch nicht wieder heimgekehrt. Stunden vergingen, und während das Unwetter mit unverminderter Wut tobte, bekam ich Angst. Meine Mutter beruhigte mich, indem sie mich fest in die Arme nahm und sich neben mich legte. So getröstet, schlief ich ein. Der Sturm legte sich in der Nacht, und als ich das nächste Mal die Augen aufschlug, war es draußen noch dunkel. Eine Kerze flackerte auf dem Tisch. Mein Vater saß neben mir auf der Bettkante, eine Hand in meinem Haar. Seine Berührung war es gewesen, die mich geweckt hatte. Er lächelte auf mich herab.

„Du bist zurück“, murmelte ich.

Mit seinen rauen Fingern strich er mir über die Wange. „Natürlich, Benjamin. Ich hatte es ja versprochen. Schlaf nur weiter.“

Schon in meinem siebten oder achten Sommer begann mein Vater, mich in seinem Handwerk zu unterweisen. In aller Frühe weckte er mich, und wir machten uns gemeinsam auf den Weg, am Fluss entlang durch das Tal oder über den Bergrücken, wohin auch immer seine Pflichten ihn führten. Die Orte, an denen mein Vater arbeitete, waren stets voller Menschen und Gerätschaften. Den ganzen Tag über hörte man Axt- und Hammerschläge, laute Rufe, das Knarzen schwerbeladener Fuhrwerke und das Ächzen der Hebekräne. Mein Vater führte die Aufsicht über Handwerks- und Bauersleute aus den Dörfern, die ihren Frondienst leisteten, dazu Strafgefangene, die von den Gefolgsleuten des Grafen beaufsichtigt wurden, damit sie keinen Fluchtversuch unternahmen. Die Soldaten saßen auf Pferden und hielten Peitschen in den Händen, doch in Gegenwart meines Vaters machten sie davon keinen Gebrauch. Ein einziges Mal erlebte ich, wie einer der Männer des Grafen zornig auf einen Strafgefangenen einschlug, eine Begebenheit, an die ich mich selbst jetzt noch genau erinnere.

Ich saß damals am Ufer des Flusses im kühlen Schatten einer Pappel und schaute auf die Brücke, die sich gerade im Bau befand. Der Gedanke, wie sie wohl aussehen würde, wenn all die eleganten Steinbögen fertig waren, weckte Erwartung in mir. Noch nie war ich auf der anderen Flussseite gewesen – wie die Welt dort wohl aussah? Derart meinen Gedanken nachhängend, achtete ich nicht auf die Strafgefangenen, die in nichts als zerrissenen Kitteln und Holzschuhen schwere Steinblöcke über die Brücke wuchteten, dorthin, wo sie gebraucht wurden, um den nächsten Brückenpfeiler zu errichten. Dünn und ausgemergelt waren sie, und ich weiß noch, wie ihr Anblick ein Gefühl des Unbehagens in mir auslöste, für das mir die Worte fehlten, das mich indessen dazu brachte, beschämt den Blick abzuwenden.

Auf einmal erklangen laute Stimmen hinter mir. Ich drehte den Kopf. Einer der

Strafgefangenen war gestürzt und mühte sich, wieder auf die Beine zu kommen. Der Aufseher auf seinem Braunen ritt näher heran und schwang die Peitsche. Ein anderer Strafgefangener half seinem Kameraden hoch, aber kaum standen beide auf den Füßen, schlug die Aufsicht mit der Peitsche zu. Ich hörte den Schmerzensschrei des Mannes, der gefallen war, sah, wie er taumelte und sich duckte. Doch vor der Aufsicht, die aus erhöhter Position auf ihn einschlug, gab es kein Entkommen.

Plötzlich war mein Vater da, sein Gesicht vor Zorn gerötet. „Was tut Ihr da?“, fuhr er die Aufsicht an. Einen solchen Ton hatte ich ihn nie zuvor anschlagen hören. „Schämt Ihr Euch nicht?“

Von dem erhitzten Wortwechsel, der darauf folgte, verstand ich kaum etwas. Doch am Ende wendete die Aufsicht ihr Pferd und ritt zum anderen Ende des Bauplatzes hinüber, ohne sich noch einmal umzusehen.

Später erst, auf dem Heimweg, kam ich dazu, meinen Vater zu fragen, was er gesagt hatte.

Mein Vater blieb stehen. Er legte mir eine Hand auf die Schulter, eine Geste, die mir zu verstehen gab, ich solle ihn ansehen, weil er mir eine wichtige Lektion zu erteilen habe. Fragend schaute ich zu ihm auf.

„Wem das Recht gebührt, die Peitsche zu schwingen“, sagte er nach einem langen Moment, „dem obliegt auch die Pflicht, es nicht zu tun.“

Ich runzelte die Stirn, denn ich verstand nicht, was er damit meinte. „Wozu ist die Peitsche dann da?“

„Das ist eine gute Frage“, sagte er mit dem Schatten eines Lächelns und ging weiter, ohne darauf zu antworten.

Ich beeilte mich, zu ihm aufzuschließen. „Aber, Vater“, sagte ich nach einer Weile grübelnd, „die Strafgefangenen, die die Steine schleppen, sind doch ... Lumpen“, hatte ich andere Leute verächtlich sagen hören.

Erneut blieb mein Vater stehen. Er schaute auf mich herab, beinahe missbilligend, und ich fürchtete, er würde mich schelten, was er selten tat und nie ohne Grund. Doch stattdessen schüttelte er nur den Kopf. „Sie sind Menschen, Benjamin“, sagte er. „Genau wie du und ich.“

„Aber sie haben schlimme Dinge getan.“

„Und aus diesem Grund verbüßen sie ihre Strafe.“

Mehr sagte er nicht. Mein Vater war kein Mann, der große Reden schwang. Lieber hörte er zu – und zwar allen Menschen gleichermaßen, seinen Gesellen und Burschen genau wie dem adligen Herrn, in dessen Diensten er stand. Sprach der Graf mit meinem Vater, forderte er herrisch Auskunft, erwartete ungeduldig Antwort und ließ ihm dabei kaum Zeit auszusprechen. Sprach mein Vater mit den

Menschen, die ihm unterstellt waren, hörte er sich an, was sie zu sagen hatten, und behandelte jeden, vom Lehrling über den Knecht hin zum Steinmetz, mit der gleichen unerschütterlichen Freundlichkeit.

„Warum befiehlst du ihnen nicht einfach, was sie tun sollen?“, fragte ich ihn einmal. „Immerhin bist du der Baumeister.“

„Gewiss“, sagte er. „Aber lieber wäre es mir, sie sähen mich als einen Freund.“

Ich kann nicht mehr mit Sicherheit sagen, wann wir diese Unterhaltung führten. Es war im Sommer, glaube ich, im letzten Sommer vor dem Herbst, in dem meine Kindheit ein jahes, schreckliches Ende fand. Denn mit dem Herbst kam der Krieg.

Nach Jahrzehnten eines unsicheren Waffenstillstands war eine Fehde zwischen unserem Grafen und seinem Erzfeind neu aufgeflammt. Ich hörte die Männer und Frauen des Dorfes in besorgtem Ton über die zunehmenden Feindseligkeiten reden, doch zu jenem Zeitpunkt ahnte niemand, dass die Lage sich schon so bald zuspitzen würde. Gewiss werde es zu Kämpfen kommen, sagte der Schultheiß, im Frühjahr wahrscheinlich. Die um ihn versammelten Dorfleute nickten und murmelten ihre Zustimmung.

Als die Söldnerbanden, die der benachbarte Graf angeheuert hatte, wenige Tage darauf zuschlugen, traf es unser Dorf gänzlich unvorbereitet.

Der Überfall ereignete sich mitten in der Nacht. Ich fuhr aus dem Schlaf hoch, als die ersten Rufe und dumpfen Schläge erklangen, und sah mich verwirrt im Dunkeln um. Meine Mutter, in nichts als ihrem Leinenhemd, kam an mein Bett. „Komm, Benjamin. Schnell!“, raunte sie mir zu. Sie zog mich an der Hand hinüber zur Hintertür, die in den Hof führte. Ein heftiger Schlag gegen unsere Vordertür ließ das ganze Haus erbeben.

Meine Mutter entriegelte hastig die Hintertür und schob mich aus der Küche hinaus ins Freie. „Lauf!“, zischte sie. „Hoch zum Wald. Um Gottes willen, Benjamin, lauf!“ Als ich mich zu ihr umwenden wollte, um zu protestieren, zu flehen – *Komm mit mir, lass mich nicht allein, ich will nicht gehen!* –, gab sie mir einen Stoß und schrie noch einmal: „Lauf!“

Die Haustür splitterte und flog auf. Fremde in Rüstung, mit blankgezogenen Schwertern, drängten in unser Haus. Mit einem Beil bewaffnet stellte sich mein Vater ihnen entgegen. Es war das Letzte, was ich von meinen Eltern sah, denn meine Mutter schlug die Tür zu und legte den Riegel vor, sperrte mich aus. Draußen im Freien hörte ich von überall her Schreie, Rufe, das verängstigte Meckern der Ziegen und das Bellen der Hunde, unterbrochen von dumpfen Schlägen. Flammen erhellt den nächtlichen Himmel.

Das Herz schlug mir bis zum Hals. Lange, quälende Augenblicke verharrte ich vor Entsetzen wie gelähmt, bis ich endlich begriff, dass ich fliehen musste. Ich wandte mich um und rannte davon.

Geduckt, schluchzend und mit einem Herz, das mir schier aus der Brust springen wollte, hastete ich über den Hof, kletterte über die Mauer und kämpfte mich den Hang hinauf bis in die schützende Deckung des Olivenhains. Hinter einem Baum blieb ich stehen, presste mich gegen den knorriegen Stamm und schaute zurück. Flammen schlugen aus den Ställen und Heuschobern des Dorfes, überall wimmelte es vor Bewaffneten. Aus der Ferne sah ich, wie eine Frau versuchte zu fliehen. Einer der Angreifer setzte ihr nach, und die nackte Schwertklinge blitzte im Dunkeln auf, als der Reiter sie im vollen Galopp niederstreckte.

Von blankem Entsetzen erfüllt, rannte ich weiter, ließ den Hain hinter mir, überquerte die Wiese auf der anderen Seite des Grates und lief hinunter zu einem kleinen, sprudelnden Bergbach. Dort verbarg ich mich im dichten Unterholz. Zusammengekauert und zitternd harrte ich aus bis zum Morgengrauen, als mich die Überlebenden unseres Dorfes schließlich fanden.

In jenem Herbst wurden viele Kinder zu Waisen. Meine Eltern, meine Tante und mein Onkel, meine kleinen Cousinen: Sie alle waren bei dem Überfall getötet worden. Es war niemand mehr da, der sich um mich kümmern konnte. Zu meinem Glück gab es in nicht allzu weiter Entfernung ein Kloster, das Waisenkinder aufnahm. Dort fand ich in jenem Herbst Obdach.

Das Kloster lag abgelegen in einem kargen Landstrich, in dem die Mönche ein gutes, aber kein reichliches Auskommen fanden. Als ich es zum ersten Mal sah, von dem Eselskarren aus, auf dem ich mit anderen Kindern zusammen fuhr – noch immer wie betäubt und in einem Nebel tiefster Verzweiflung –, sah ich nur, dass der Boden trocken und steinig war und das Grün spärlich wuchs. Das Kloster lag auf einer flachen Ebene über dem Fluss, hinter der in einiger Entfernung steile, bewaldete Felsklippen in den Himmel ragten, und war von Feldern und Gärten umgeben. Weiß verputzte Außenmauern, die mir schier endlos vorkamen, umschlossen eine Ansammlung von Klostergebäuden, angegliederten Gesindehäusern, Werkstätten und Ställen. Ein seltsames Gefühl beschlich mich, als wir durch die Klosterpforte rollten und sich das Tor hinter uns schloss – ich war mir nicht sicher, ob dieser Ort Zuflucht sein würde oder Kerker.

Eine ungewohnte Umgebung ist oft Fluch und Segen zugleich. Segen, weil keine schlimmen Erinnerungen an ihr hängen. Fluch, weil die Abwesenheit des Gewohnten schmerzt. So verging kein einziger Tag, da ich mein Heim, meine Familie nicht schmerzlich vermisste, aber mit der Zeit fiel es mir leichter, nicht an sie zu denken. Die tiefe Sehnsucht nach der Liebe und dem Vertrauen, die ich kennengelernt hatte, verließ mich nie, doch an die Stelle des scharfen Schmerzes trat nach und nach eine stille Traurigkeit.

Die ersten Monate, die ich im Kloster verbrachte, verschwimmen in der Rückschau. Die Eingewöhnung fiel mir schwer, gerade, weil die Tage dort einem immer gleichen strengen Muster folgten. Früh am Morgen begann der Tag mit dem

Gebet, es folgten Stunden der Arbeit und Ertüchtigung, unterbrochen von weiteren Gebeten und einfachen, knapp bemessenen Mahlzeiten, bis wir uns am Abend im Schlafsaal zur Ruhe begaben. Ich war es nicht gewohnt stillzusitzen, und so schlief ich oft bei den Gebeten ein oder meine Gedanken schweiften ab. Ich sehnte mich danach, draußen frei herumzutollen. Mir fiel es schwer, mich der Disziplin zu fügen. Dabei war es nicht so, dass ich die Regeln absichtlich brach, aber ich machte bei der Arbeit zu viele Fehler, ich trödelte oder vergaß die Zeit, und selbst die regelmäßigen Glockenschläge vermochten nicht zu mir durchzudringen, wenn ich gerade träumte.

Die Mönche teilten uns die Pflichten zu, die wir verrichten sollten. Viel Arbeit fiel auf den Feldern an, in den Werkstätten und in der Küche. Sie duldeten es nicht, wenn wir versuchten, uns davor zu drücken. Verstieß einer von uns gegen die Regeln, so hieß es, Dienst am Schöpfwerk zu verrichten, welches das Wasser aus dem Fluss auf die Ebene heraufbeförderte. Dort wurde es in die Bewässerungsgräben geleitet, die die Felder durchzogen. Die Wasserschraube war groß und das Tretrad, das sie antrieb, schwergängig, aber der geniale Mechanismus übte eine gewisse Faszination auf mich aus: In einer langen Tonröhre bewegte sich eine mit Pech abgedichtete Spirale, die das Wasser aus dem Fluss schöpfte und in endlosen Drehungen höher und höher steigen ließ, bis es sich oben in vollem Schwall aus dem Ende der Röhre in ein steinernes Becken ergoss. Das Wasser lief, solange man die Schraube in Bewegung hielt, ein nicht versiegender Quell kühlen Nasses. Manchmal vergaß ich gar, darauf zu achten, ob das Becken oben am Ufer bereits voll war, und starnte fasziniert auf den Ausgang der Röhre, aus dem das Wasser rann.

Auch die Arbeit auf den Feldern war hart. Der Mönch, der die Aufsicht führte, ließ uns selten verschnaufen. Kein Unkraut wurde auf den Äckern geduldet, alles wuchs zum Nutzen, nichts zur Zier.

Nicht alle Mönche, mit denen wir es zu tun hatten, waren gleichermaßen streng. Ein älterer, rundlicher gab uns manchmal Rosinen oder Mandeln zu essen. Ein junger Blondschopf spielte mit uns zwischen den Obstbäumen Fangen. Wieder ein anderer gab sich brüsk und knurrig, doch lag dabei ein Zwinkern in seinen Augen, das seine vermeintliche Strenge Lügen strafte, und er hatte ein Talent darin, unsere kleineren Verfehlungen nicht zu bemerken. Bruder Jakobus allerdings, dem offiziell die Aufsicht über unsere Schlafälle und die Arbeitseinteilung oblag, war ein unfreundlicher, mürrischer Geselle, der keinen Hehl daraus machte, dass er die ihm übertragene Pflicht nur widerwillig, aber dafür auf seine ganz eigene Weise erfüllte. Mit Argusaugen überwachte er unsere Mahlzeiten, damit keiner eine zu große Portion bekam, herrschte uns an, wenn wir in den steinernen Gängen zu laut waren. Vorgeblich hatte er es sich zum Ziel gemacht, uns vor allem die Tugenden Fleiß und Gehorsam zu lehren. Zu diesem Zweck wies er jedem Kind gerade die Dienste zu, die es am wenigsten mochte. Wer gern auf dem Feld arbeitete, konnte sicher sein, sich alsbald in der Küche wiederzufinden. Wer gern dem Zimmermann

half, dem wurde aufgetragen, die Gänse zu hüten, und wer gern die Ziegen molk, musste Brennholz hacken. Als ich unvorsichtigerweise einmal verlauten ließ, dass ich gern in den Küchen- und Kräutergärten bei der Arbeit half, verbrachte ich die nächsten Wochen damit, in der Spinnerei Flachs zu spinnen. Widerspruch nützte nichts. Die Pflicht, so intonierte Bruder Jakobus ein ums andere Mal, komme vor dem Vergnügen, ja, es sei wichtig zu lernen, sich mit dem eigenen Schicksal klaglos abzufinden. Mit der Zeit stimmte mich das verdrießlich, und ich begann, einen heimlichen Groll gegen die Mönche zu empfinden.

Die Kinder, mit denen ich zusammenlebte, Jungen und Mädchen, kamen von überall her. Gerade in meinem anfänglichen Elend begriff ich nicht, dass ihnen allen ein ähnliches – oder sogar noch schlimmeres – Schicksal zuteil geworden war wie mir. Viele von ihnen hatten in Armut gelebt, und für sie war das Kloster wahrhaftig mehr Zuflucht als Kerker, das Läuten der Glocken, die uns zum Gebet und zur Arbeit riefen, mehr Trost als Drangsal. Ich fühlte mich häufig als Fremder unter ihnen und konnte nicht verstehen, dass sich alle so bereitwillig fügten, sah sie als eine Masse teils feindseliger Gesichter.

Das wohl bemerkenswerteste unter ihnen gehörte Maria, einem Mädchen mit rotem Haar. Schon bei unserer Ankunft im Hof des Klosters war sie mir aufgefallen. Als der Karren zum Stehen kam und wir alle abstiegen, sah ich sie, umringt von anderen Kindern, im Hof sitzen. Während die übrigen auf dem Boden saßen, hatte sie allein sich einen Platz auf einem Holzklotz erobert. Von dort aus starrte sie zu uns herüber, streckte uns die Zunge heraus, als die Mönche nicht hinsahen, und ergötzte sich an dem Gekicher und Beifall ihrer Gefährten. Es dauerte nicht lange, bis ich begriff, dass sie die ungekrönte Königin unter den Waisenkindern war – erfüllt von einem Hochmut, der sich gegenüber den anderen Kindern oft in Spott und Häme äußerte. Zugleich verstand sie sich darauf, sich bei den Mönchen, vor allem bei Bruder Jakobus, lieb Kind zu machen, indem sie die übrigen anschwärzte.

Ich weiß noch, wie sie und ich zum ersten Mal gemeinsam in der Küche unter den wachsamen Augen einer Dienstmagd Mandeln für das Abendessen schälten. Jeder von uns hatte eine Schale vor sich, in die die fertig geschälten Mandeln wanderten, während wir die noch zu schälenden aus dem gleichen Scheffel nahmen. Maria sah mich während der Arbeit immer wieder neugierig an, und ich erwiderte ihren Blick ein wenig unsicher. Ein verstecktes Lächeln umspielte ihre Lippen, ganz, als wüsste sie etwas, das ich nicht wusste. Sie arbeitete langsamer als ich. Erst nach einer Weile bemerkte ich, dass sie immer, wenn die Dienstmagd sich abwandte, eine Mandel in ihrem Mund verschwinden ließ. Sobald die Dienstmagd wieder hinschaute, war Maria scheinbar fleißig mit der nächsten Mandel beschäftigt.

Natürgemäß sammelten sich in ihrer Schale weniger Mandeln als in meiner. Ich war noch nicht lange im Kloster, aber ich wusste schon genau, welcher Tadel folgte, wenn man bei der Arbeit schlampete. Während ich Maria zusah, wie sie

Mandeln aß, und in Gedanken versuchte abzuwägen, ob ich vielleicht auch unbemerkt ein paar stehlen sollte – sollten mir ihre Blicke vielleicht eben das zu verstehen geben? –, war ich mir nicht sicher, ob ich sie für ihre Kühnheit bewundern oder gegen ihr Verhalten Einspruch erheben sollte. Unentschlossen schälte ich weiter meine Mandeln, als sich auf einmal die Tür öffnete und zwei Mönche ächzend ein großes Bierfass hereinrollten. Ich schaute zur Tür hinüber und beobachtete, wie sie das schwere Fass an Ort und Stelle wuchteten. Erst einen Moment später wandte ich mich wieder meiner Arbeit zu. Mein Blick fiel auf meine Schale mit geschälten Mandeln, und ich stutzte. Eben war sie noch zur Hälfte voll gewesen.

Ganz von selbst wanderte mein Blick zu Marias Schüssel, in der sich auf einmal ein deutlich größerer Haufen Mandeln türmte, und dann hinauf in ihr Gesicht. Sie beobachtete mich, die Augen groß und unschuldig.

Empört öffnete ich den Mund, doch sie kam mir zuvor.

„Benjamin“, sagte sie laut. „Du sollst die Mandeln nicht einfach selbst essen!“

Wäre ich etwas weniger unschuldig gewesen – hätte ich bereits die Erfahrung gemacht, wie es war, wenn einem ein grundlegendes Unrecht widerfuhr, gegen das man wüten und toben kann und gegen das man dennoch machtlos bleibt –, hätte ich vielleicht nicht getan, was ich dann tat: Ich widersprach ungläubig und empört, leugnete die Tat und versuchte, stattdessen wahrheitsgemäß zu schildern, was sich tatsächlich zugetragen hatte. Maria log, *sie* hatte die Mandeln gegessen, *sie* hatte die Mandeln aus meiner Schüssel gestohlen! Mir wäre klar gewesen, dass die Dienstmagd und der hinzugerufene Bruder Jakobus Maria glauben würden, nicht mir, und ich hätte vielleicht gar nichts gesagt. Vielleicht hätte ich auch, statt meine Schuld rundweg abzustreiten, um Verzeihung und Milde gebeten. Stattdessen protestierte ich lautstark und wütend und wurde prompt das erste Mal zum Dienst an der Tretmühle verdonnert.

Es blieb nicht das letzte Mal.

Lange dauerte es nicht, bis Maria begriff, dass ich besonders anfällig für ihre Schliche war. Damals wie heute trug ich das Herz auf der Zunge. Unaufrechtheit war mir fremd. In meiner Kindheit hatte nie die Notwendigkeit dazu bestanden. Man konnte mir stets am Gesicht ablesen, welcher Stimmung ich war, und so gelang es mir auch nie, Maria über meine Absichten zu täuschen, um an ihr Rache zu nehmen.

Im Nachhinein glaube ich nicht, dass sie es darauf angelegt hatte, mir das Leben besonders schwer zu machen. Vielmehr bot ich ihr dazu wohl unwiderstehliche Gelegenheit.

Es kam nicht sonderlich häufig vor, dass wir zur gleichen Arbeit eingeteilt wurden, aber wenn, dann konnte ich mir sicher sein, dass Maria versuchen würde, es so aussehen zu lassen, als sei ich unfähig oder faul. Sie gab dem Korb mit Trauben,

den ich auf den Boden gestellt hatte, verstohlen einen Tritt, sodass er umfiel, oder ließ es so wirken, als hätte ich die Tür zum Gänsestall offenstehen lassen. Mehr als einmal gab sie die Anweisungen der Mönche falsch an mich weiter, sodass ich Zündholz für die Küche holte, während doch große Scheite benötigt wurden, oder Petersilie schnitt, wenn der Koch nach Thymian verlangt hatte.

Eine Begebenheit unter den vielen, die ich erlebte, sticht noch klar aus meiner Erinnerung heraus. An jenem Tag sollte ich im Obsthain hinter dem Kloster das Fallobst auflesen. Es war ein sonniger Herbstnachmittag, und ich war allein bei der Arbeit, denn die meisten anderen Kinder halfen auf den Feldern bei der Ernte. Eine kleine Gruppe Mädchen, Maria unter ihnen, hatten den Mägden im Hof bei der Wäsche geholfen, als ich hinausgegangen war, ihr Kichern und Tuscheln, als ich vorüberging, eine stets unwillkommene Hintergrundmusik. Draußen vor den Toren atmete ich tief ein und genoss es, einen Moment für mich zu haben. Im lauen Wind und dem Sonnenschein lief ich zwischen den Apfelbäumen umher, las Äpfel auf, wenn ich sie sah, ohne große Aufmerksamkeit auf meine Tätigkeit zu verwenden. Als ich schließlich meinen Korb gefüllt hatte und zurück an die hintere Klosterpforte gelangte, war diese auf einmal geschlossen. Ich rüttelte und kloppte, aber das Tor war verriegelt. Auf mein Rufen hin öffnete niemand.

Natürlich hatte ich keine Beweise dafür, dass Maria die Pforte verriegelt hatte, aber mir war klar, dass sie es getan haben musste. Stand sie gerade eben hinter der Mauer und lachte über mich? Und was sollte ich nun tun? Sicher würde irgendwann jemand vorbeikommen und mein Rufen hören, aber das konnte eine ganze Weile dauern. Wollte ich nicht auf unbestimmte Zeit vor der verschlossenen Pforte ausharren, musste ich mir wohl oder übel einen anderen Eingang suchen. Ich stellte meinen Korb mit den Äpfeln unter einen Baum und ging an der Mauer entlang. Ich würde durch das Haupttor hineingehen, beschloss ich, dann die Pforte entriegeln und die Äpfel hereinholen.

Der Weg um das Kloster herum war lang. Es war warm, und direkt an der Mauer standen keine Bäume, die Schatten boten. Ich war wütend auf Maria und mürrisch – am liebsten wäre ich, statt zurück ins Kloster zu gehen, weiter durch den Hain gelaufen. Doch wenn ich zu lange fortblieb, würde ich Ärger bekommen, würde Bruder Jakobus missbilligend auf mich herabsehen und mich den nächsten Tag zum Dienst an der Tretmühle einteilen.

Ich lief weiter. Das Kloster hatte noch eine weitere kleine Pforte, doch diese lag direkt hinter dem Dormitorium der Mönche, einem Bereich des Klosters, zu dem uns Waisenkindern der Zutritt verwehrt blieb. Auch war sie meist verschlossen. Als ich sie an jenem Tag passierte, stand sie jedoch offen, und ich schaute neugierig hinein.

Auf einmal kam mir der Gedanke, dass mein Weg sehr viel kürzer wäre, wenn ich durch diese Pforte ginge, statt weiter bis zum Haupttor zu laufen. Noch dazu würde Maria nicht damit rechnen, dass ich diesen Weg nähme. Ich schaute mich

sorgfältig um, doch weit und breit war niemand zu sehen. Leise huschte ich durch die Pforte und lief, nun auf der inneren Seite der Mauer, am Dormitorium vorbei.

Ein lautes Räuspern erklang.

Ich zuckte zusammen. Zu Tode erschrocken wandte ich mich um. Auf einer Bank unter dem überstehenden Dach des Dormitoriums saß ein alter Mann, den ich noch nie gesehen hatte, und schaute mich belustigt an.

„Hast du dich verlaufen?“, fragte er nicht unfreundlich.

Ich nickte stumm, doch dann, der Tatsache gewahr, dass man mich allzu leicht der Lüge überführen würde, schüttelte ich den Kopf.

„Wie heißt du, junger Freund?“

Ich sagte leise meinen Namen.

„Mich nennt man Bruder Jorge“, sagte er und erkundigte sich mit milder Neugier:
„Willst du mir nun sagen, was dich herführt?“

Ich hatte längst gelernt, dass Erklärungen und Entschuldigungen nicht vor Strafe schützten, und so versuchte ich gar nicht erst, mich dafür zu rechtfertigen, dass ich die verbotene Pforte benutzt hatte, sondern senkte den Kopf und bat leise um Verzeihung.

„Dir sei verziehen“, sagte Bruder Jorge, und ich schaute überrascht zu ihm auf.
„Wenn du mir erklärst, warum du diesen Weg gewählt hast.“

Widerwillig beichtete ich ihm mein Vergehen.

Zu meinem Erstaunen erhob er sich von der Bank. „Komm mit mir“, sagte er. Ich folgte ihm durch eine Tür ins Dormitorium und von dort aus weiter in den Kreuzgang. Dort schaute ich mich staunend um, denn zum ersten Mal sah ich den Klostergarten, in dem die Mönche Pflanzen zogen, die nicht allein für die Verwendung in der Küche gedacht waren. Gern hätte ich mir die Kräuter angesehen, von denen ich einige im Vorbeigehen erkannte – Salbei, Arnika und Kamille –, doch Bruder Jorge blieb nicht stehen, und ich musste mich eilen, um mit ihm Schritt zu halten. Auf der gegenüberliegenden Seite des Kreuzgangs gingen wir durch eine weitere Tür und gelangten durch verschiedene Gänge und Räume wieder in den äußeren Hof. Unterwegs begegneten uns andere Mönche. Ich duckte mich in der Furcht, dass sie mich schelten und vielleicht sogar Bruder Jorge zornig zurechtweisen würden, weil er es gewagt hatte, einem Waisenknaben Zutritt zu diesen Räumlichkeiten zu gestatten. Stattdessen neigten sie die Köpfe und machten uns schweigend Platz.

Als wir den Hof erreicht hatten, erwartete ich, dass Bruder Jorge umkehrte, doch er ging weiter mit mir zur Pforte in den Obstchain, die er, wie ich es beschrieben hatte, verriegelt vorfand. Die Mädchen spähten aus der Wäscherei, die ganz in der Nähe lag, zu mir herüber. Schweigend entriegelte er das Tor und wies mich an, die